

(Nachdruck verboten.)

53]

Foma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorki. Deutsch von Klara Brauner

Der Wallfahrer verneigte sich tief vor Foma. Es war etwas Weichlichsanftes und Liebes in seinen Abschiedsworten und in seinem Gruß. Auch Foma verneigte sich tief vor ihm und erstarrte mit gesenktem Kopf, indem er sich mit der Hand auf den Tisch stützte.

„Komme zu mir, wenn Du in der Stadt bist.“ hat er den Wallfahrer, der eifrig an dem Griff der Kajütenthür drehte.

„Ich werde kommen . . . Leb wohl! Gott schütze Dich! . . .“

Als das Schiffsbord gegen die Landungsbrücke stieß, trat Foma auf die Galerie hinaus und blickte in den Nebel hinaus. Viele Menschen gingen vom Dampfschiff über die Stege, doch er konnte unter diesen dunkeln Gestalten, die vom dichten Nebel umhüllt waren, den Wallfahrer nicht erkennen. Alle, die aus dem Dampfschiff ausstiegen, waren gleich undeutlich zu sehen, und alle verschwanden rasch aus den Augen, als zergingen sie in den grauen Dämpfen. Man sah weder das Ufer noch sonst etwas Festes, die Landungsbrücke schaukelte sich bei den Stößen des Dampfschiffs, darüber hob sich die Laterne als ein gelber Fleck ab, das Geräusch der Schritte und des geschäftigen Treibens der Menge war dumpf.

Das Dampfschiff setzte sich in Bewegung und drang in die Nebelwolken hinein. Der Wallfahrer, die Landungsstelle, der Lärm der Menschenstimmen — das alles verschwand plötzlich wie ein Traum, und wieder blieb nur das undurchdringliche Dunkel und das Dampfschiff zurück, das sich schwer darin fortbewegte. Foma blickte auf das tote Nebelmeer vor sich und dachte an den blauen, wolkenlosen, freundlichen und warmen Himmel — wo war er?

Am nächsten Tage gegen Mittag saß er in Jeschows Zimmer und ließ sich von seinen Kameraden die Stadtneuigkeiten erzählen. Jeschow hatte sich auf den mit Zeitungen besäten Tisch gesetzt und erzählte, indem er die Füße baumeln ließ:

„Jetzt hat der Wahlkampf begonnen; die Kaufmannschaft schlägt Deinen Vater, den alten Teufel, zum Bürgermeister vor. Er verheiratet seine Tochter mit Smolin . . . kannst Du Dich an diesen Rothhaarigen erinnern? Man sagt, daß er ein anständiger Mensch ist . . . doch wie jetzt die Zeiten sind, nennt man auch kluge Schurken anständig . . . denn es giebt keine — Menschen! Jetzt spielt sich der Afrikan auf den gebildeten Mann hinaus, es ist ihm schon gelungen, in die intelligenteren Gesellschaft einzudringen; er hat irgendwo etwas gespendet und ist gleich in den Vordergrund getreten. Nach seinem Gesicht zu urteilen, ist er ein Schuft erster Ordnung, er wird aber trotzdem eine Rolle spielen, denn er versteht sich zu mähtigen. Ja, Bruder, der Afrikan ist ein Liberaler. Und ein liberaler Kaufmann ist eine Kreuzung des Wolfes und Schweines mit der Kröte und Schlange.“

„Der Teufel hole sie alle!“ jagte Foma gleichgültig. „Was gehen sie mich an? Was treibst Du? Trinkst Du immer?“

„Ich trinke! Warum sollte ich denn nicht trinken?“ Halbangekleidet und zerraut sah Jeschow einem abgerupften Vogel ähnlich, der soeben einen Kampf bestanden hat und bei dem die Erregung noch nicht überwunden ist.

„Ich trinke, weil ich von Zeit zu Zeit die Flamme meines getränkten Herzens bändigen muß . . . Und Du, morscher Baumstumpf, glimmst du noch immer langsam weiter?“

„Ich muß zum Allen gehen,“ sagte Foma und runzelte die Stirn.

„Wag es nur.“

„Ich hab' keine Lust . . . er wird mir eine Predigt halten.“

„Geh also nicht hin.“

„Ich muß aber!“

„Dann geh!“

„Was machst Du für Fagen!“ sagte Foma unzufrieden.

„Als ob es Dir wirklich froh zu Mute wäre!“

„Mir ist, bei Gott, froh zu Mut!“ rief Jeschow aus und sprang vom Tisch herab. „Wie hab' ich gestern einen Kerl in der Zeitung abgefanzelt! Und dann habe ich einen klugen Witze gehört: Eine Gesellschaft sitzt am Meeresstrande und philosophiert lang und breit über das Leben. Und ein Jude sagt: „Keine Herren!“ Wozu brauchst's so viel verschiedene Worte? Ich werde Euch alles auf einmal sagen: Unser Leben ist nicht eine Kopeke wert, ebenso wie dieses wilde Meer!“

„Daß das doch!“ sagte Foma. „Adieu, ich gehe!“

„Geh nur! Ich bin heute in gehobener Stimmung und kann nicht mit Dir stöhnen . . . um so mehr, als Du nicht einmal stöhnst, sondern grunzt.“

Foma ging, und Jeschow blieb zurück und sang aus voller Kehle:

„Schlage die Trommel und — fürchte Dich nicht.“

„Die Trommel . . . Du bist selbst eine Trommel,“ dachte Foma gereizt, indem er langsam auf die Straße trat.

Bei Majafins wurde er von Ljuba empfangen. Erregt und freudig erschien sie plötzlich vor ihm und sagte rasch:

„Du bist es? Mein Gott! Wie blaß Du bist . . . wie mager . . . Man sieht, daß Du ein nettes Leben führst!“

Dann wurde ihr Gesicht von Erregung verzerrt, und sie rief beinahe flüsternd aus:

„Ach, Foma! Du weißt ja nichts! Hörst Du? Es läutet! Vielleicht ist er es!“

Das Mädchen stürzte aus dem Zimmer und ließ das Rascheln ihres Seidenkleides in der Luft zurück. Foma blieb erstaunt stehen; er hatte nicht einmal Zeit gehabt, sie nach ihrem Vater zu fragen. Jakow Tarassowitsch war zu Hause.

Er stand im langen Galeroch und mit Orden auf der Brust in der Thür und hielt sich mit den ausgestreckten Händen an den Thürpfosten fest. Seine grünen Augen musterten Foma, und als dieser ihren Blick auf sich spürte, hob er den Kopf und begegnete ihnen.

„Guten Tag, mein lieber Herr!“ begann der Alte und wiegte vorwurfsvoll den Kopf. „Woher geruhen Sie zu kommen? Wer hat Ihnen Ihr ganzes Fett ausgesaugt? Ist's denn wahr, daß die Sau nach einer Pflücke sucht, und Foma nach einem Ort, wo es ihm recht schlecht geht?“

„Haben Sie keine andren Worte für mich?“ fragte Foma düster, indem er den Alten starr ansah.

Und plötzlich sah er, daß der Alte zusammenfuhr, seine Füße begannen zu zittern, die Augen blinzelten oft und die Hände krallten sich mit Anstrengung an die Thürpfosten.

Foma machte eine Bewegung zu ihm hin, da er glaubte, dem Alten sei übel, aber Jakow Tarassowitsch sagte mit dumpfer, zorniger Stimme:

„Geh zur Seite, mach Platz.“ Und sein Gesicht nahm den gewohnten Ausdruck an.

Foma trat zurück und sah, daß neben ihm ein kleiner, runder Mensch stand, der sich vor Majafin verneigte und mit heiserer Stimme sagte:

„Guten Tag, Vater!“

„Guten Tag, Tarasch Jakowlewitsch, guten Tag!“ antwortete der Alte und verneigte sich mit einem verwirrten Lächeln, ohne die Thürpfosten loszulassen.

Foma trat verlegen zur Seite, setzte sich auf einen Sessel und begann, vor Neugierde versteinert, die Begegnung des Vaters und des Sohnes mit weit offenen Augen zu beobachten.

Der Vater stand in der Thür und wiegte seinen hin-fälligen Körper, indem er sich mit den Händen gegen die Thürpfosten stützte, er hatte den Kopf zur Seite geneigt und blickte mit zugeduckten Augen den Sohn schweigend an. Der Sohn stand drei Schritte von ihm entfernt, hielt den schon ergrauten Kopf hoch erhoben, runzelte die Brauen und blickte den Vater mit den großen, dunkeln Augen an. Der spitze schwarze Kinnbart und der kleine Schnurrbart zitterten auf seinem trockenen Gesicht, mit der Nase, die knorpelig wie beim Vater war. Auch der Hut zitterte in seiner Hand. Hinter seiner Schulter sah Foma Ljubas bleiches, zugleich erschrockenes und freundiges Gesicht; sie blickte den Vater mit lebenden Augen an, und es schien, sie würde gleich aufschreien. Ein paar Sekunden schwiegen alle und bewegten sich nicht, von der Macht dessen, was sie fühlten, überwältigt.

Das Schmelgen wurde von Jakob Majakins Leiser, felsam tonloser und zitternder Stimme gebrochen:

„Du bist alt geworden, Taras.“

Der Sohn lächelte schweigend dem Vater ins Gesicht und musterte ihn mit einem raschen Blick vom Kopf bis zu den Füßen.

Der Vater riß die Hände von den Pfosten los, schritt dem Sohn entgegen und blieb plötzlich mit einem finsternen Gesicht stehen. Jetzt kam Taras Majakin mit einem einzigen großen Schritt auf den Vater zu und streckte ihm die Hand entgegen.

„Nun . . . wollen wir uns küssen! . . .“ schlug der Vater leise vor.

Die beiden Männer umschlangen sich krampfhaft mit den Armen, küßten einander fest und traten zurück. Die Kinneln des älteren zuckten, das trockene Gesicht des jüngeren war unbeweglich und fast streng. Das Küssen hatte an der äußeren Seite dieser Scene nichts geändert, nur Ljuba schluchzte freudig auf, und Foma rückte auf seinem Sessel schmerzhaft hin und her, da er fühlte, daß ihm der Atem versagte.

„Ach, ihr Kinder, ihr seid die Wunden des Herzens und nicht seine Freude“, klagte Jakob Tarassowitsch mit schriller Stimme, und er hatte wohl vieles in diese Worte hineingelegt, denn gleich darauf begann er zu strahlen, nahm eine strammere Haltung an und sagte mit gehobener Stimme, indem er sich an seine Tochter wandte:

„Und Du bist vor Nührung ganz zerfloßen! Also kummle Dich und richte für uns etwas her . . . Thee und was dazu gehört. . . Wir wollen den verlorenen Sohn bewirten! Du hast wohl vergessen, Alter, wie Dein Vater aussieht?“

Taras Majakin sah seinen Vater mit dem sinnenden Blick seiner großen Augen an und lächelte schweigend; er war ganz schwarz gekleidet, so daß das graue Haar auf seinem Kopfe und in seinem Bart noch krasser abstach.

„Nun, sehe Dich! Erzähle, wie Du gelebt und was Du gethan hast? Wohin schaust Du? Ah! Das ist mein Laufkind . . . Ignat Gordjewe's Sohn, Foma . . . Kannst Du Dich an Ignat erinnern?“

„Ich kann mich noch an alles erinnern“, sagte Taras.

„So? Das ist gut, wenn es nicht bloße Prahlerei ist. Nun, bist Du verheiratet?“

„Ich bin verwitwet.“

„Hast Du Kinder?“

„Sie sind gestorben, ich habe zwei gehabt.“

„Scha—ade! Ich hätte Enkel gehabt!“

„Darf ich rauchen?“ fragte Taras den Vater.

„Nur los! Sieh' mal an, Du rauchst ja Cigarren!“

„Lieben Sie das nicht?“

„Ich? Nur los, mir ist es ganz einerlei. Ich meine nur, daß eine Cigarre so herrschaftlich aussieht.“

„Und warum sollte man sich geringer als die Herrschaften schätzen?“ sagte Taras lächelnd.

„Schätze ich uns denn geringer?!“ rief der Alte aus.

„Ich habe es nur so gesagt, mir kommt das komisch vor. So ein solider Alter, mit einem Bart nach der ausländischen Manier und mit einer Cigarre zwischen den Zähnen. Wer ist das? Mein Sohn — ha—ha—ha!“ Der Alte stieß Taras in die Schulter und sprang von ihm zurück, als fürchte er, seine Freude sei zu frühzeitig, und als zweifle er, ob er diesen halbergrauten Mann richtig behandelte. Und er blickte forschend und mißtrauisch in die großen Augen des Sohnes, die von gelblichen Wülsten umringt waren.

Taras lächelte den Vater freundlich und herzlich an und sagte sinnend zu ihm:

„So sind Sie mir im Gedächtnis geblieben, lustig und lebhaft. Es ist, als hätten Sie sich im Laufe dieser Jahre nicht im geringsten verändert.“

Der Alte richtete sich stolz auf und sagte, indem er sich mit der Faust auf die Brust schlug:

„Ich werde mich niemals verändern! Denn das Leben hat keine Macht über den Menschen, der sich seines Wertes bewußt ist! Ist's so?“

„O! Wie stolz Sie sind!“

„Ich bin wohl meinem Sohn nachgeraten!“ sprach der Alte mit einer schlauen Grimasse. „Weißt Du, Bruder, mein Sohn hat siebzehn Jahre aus Stolz geschwiegen.“

„Das war deshalb, weil der Vater ihn nicht hören wollte.“ berichtigte Taras.

„Schon gut! Vergessen wir, was gewesen ist. Wir haben

jetzt keine Zeit, davon zu sprechen. Sage lieber, womit Du Dich in diesen Jahren beschäftigt hast. Wie bist Du in die Sodafabrik geraten? Wie hast Du Dich fortgebracht?“

„Das ist eine lange Geschichte!“ sagte Taras feujzend und begann langsam, nachdem er eine ungeheuere Rauchwolke herausgeblasen hatte: „Als ich die Erlaubnis erhielt, in der Freiheit zu leben, trat ich ins Comptoir des Verwalters der Remejow'schen Goldgruben ein.“

„Ich kenne sie, das sind steinreiche Leute! Es sind drei Brüder, ich kenne sie alle! Der erste ist ein Krüppel, der zweite ein Dummkopf und der dritte ein Geizhals. Erzähle weiter!“

„Ich habe zwei Jahre lang bei ihm gedient und habe dann seine Tochter geheiratet!“ erzählte Taras mit heiserer Stimme.

„Die Tochter des Verwalters? Das war nicht dumm.“

Taras wurde nachdenklich und schwieg eine Weile. Der Alte blickte in sein trauriges Gesicht und verstand den Sohn.

„Du hast also mit Deiner Frau glücklich gelebt“, sagte er. „Was ist denn da zu machen? Der Tote gehört ins Paradies, und der Lebendige muß weiterleben. Du bist ja nicht gar so alt. Bist Du schon lange Witwer?“

„Das dritte Jahr.“

„So? Und wie bist Du in die Fabrik gekommen?“

„Sie gehört meinem Schwiegervater.“

„So ist's! Wie viel bekommst Du dort?“

„Ungefähr fünftausend Rubel.“

„Om, das ist kein trockener Bissen. J—a! So weit hat es also der Zuchthäusler gebracht!“

Taras blickte den Vater fest an und fragte ihn trocken: „Sagen Sie einmal — warum glauben Sie, daß ich bei den Zwangsarbeiten war?“

Der Alte blickte den Sohn voll Erstaunen an, das bald in Freude überging.

„Also wie war's? Ist's nicht so?“

„Der Stuck hol's!“

„Erzähle, wie es war! Sei nicht beleidigt! Kann man denn daraus klug werden? Es heißt — nach Sibirien! Nun, und dort sind die Zwangsarbeiten!“

„Um das ein für allemal festzustellen“, sagte Taras ernst und mit Nachdruck, indem er sich mit der Hand aufs Knie klopfte, „werde ich Ihnen jetzt gleich erzählen, wie sich das alles zutrug. Ich war für sechs Jahre als Ansiedler nach Sibirien verschickt und lebte während der ganzen Verbannungszeit im Vener Gebirgskreis. Außerdem war ich neun Monate in Moskau im Gefängnis, das ist alles!“

„So ist es! Warum hieß es denn anders?“ murmelte Jakob Tarassowitsch freudig und verwirrt.

„Man hat hier dieses sinnlose Gerücht verbreitet.“

„Das stimmt schon, daß es sinnlos ist“, sagte der Alte bedauernd.

„Und hat mir dadurch einmal sehr geschadet.“

„Wirklich? Ist's möglich?“

„Ja! Ich war im Begriff, meine Geschäfte zu begimmen, und habe aus diesem Grunde meinen Kredit eingebüßt.“

„Pfui!“ sagte Jakob Majakin und spuckte erbittert aus.

„Solche Teufel! Da soll einer nur reden!“

Foma saß in seiner Ecke, hörte die ganze Zeit über aufmerksam dem Gespräch der Majakins zu, beobachtete unausgesetzt den Neuangekommenen und blinzelte verblüfft mit den Augen. Da ihm Ljubas Verhalten ihrem Bruder gegenüber im Gedächtnis und er von ihren Erzählungen über Taras einigermaßen beeinflusst war, erwartete er, in ihm etwas Ungewöhnliches zu finden, das den andern Menschen nicht ähnlich sah. Und vor ihm saß ein solider, dicker Mensch, der tadellos gekleidet war, strenge Augen hatte, dem Vater sehr ähnlich sah und sich nur durch die Cigarre und das schwarze Wärtchen von ihm unterschied. Er sprach kurz, sachlich und von ganz gewöhnlichen Dingen — was war denn das Ungewöhnliche an ihm? Jetzt begann er, dem Vater von den Vorteilen der Sodaproduktion zu erzählen.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Der Märchenbrunnen im Friedrichshain läßt wieder seine Wasser springen. Ihn braucht kein Stadtbaumeister nach fürstlichem Geschmack zu modeln, kein Freikün hat es nötig, sich der gebietertüchtigen

Kunstgesehgebung der Krone zu unterwerfen, nicht können ihn die gezickten Vajonette verwunden, wenn er seine Strahlen gar zu frech und unbotmäßig, fessellosen Gebirgsbächen gleich, rauschen läßt. Seine Materie ist zu fein, als daß sie Knechte und Schwergen verstümmeln und zerstören könnten. Der Frühlingswind führt ihn aus ewigem Kethergold und tausend unsichtbare Quellen steigen aus der Tiefe durch die geheimnisvolle Gänge des leuchtenden Erzes und tanzen und wirbeln in heiter befreitem Spiel.

Alljährlich, so um den 18. März, wächst dieser Märchenbrunnen empor. Seine Wasser spenden weiche, lichte, reine Frühlingsluft. Die Sonne zaubert in das Gespräch der tanzenden Tropfen aus Regenbogenfarben leuchtende Wunderwelten, und wen die Geister des Märzens lieben, der mag wohl in dem Sonnenfunkenwirbel die Baulinien der Zukunft schauen, dem plaudern die rauschenden Strahlen von lodenden Märchen und bannenden Träumen.

Plötzlich aber fällt ein jagender Sturm in die springenden Wasser, treibt sie aus ihrem Kreis und weht je einen Tropfen auf die stillen Gräber, die der Hain birgt. Und die Tropfen sidern in die Erde und negen die leeren Augenhöhlen und heilen den Tod. Die Farbe und Fülle des Lebens erblüht um die starren Glieder, die Erde giebt die Toten frei, und in feierlichem Zuge walken die Auferstandenen des 18. März zu dem Märchenbrunnen des Lichts und der Freiheit. Auf seinem weiten Becken lassen sie sich nieder, und sie negen den einen Tag, der sie ins Dasein zurückruft, um von ihren Hoffnungen und Sorgen zu sprechen . . .

Jetzt, glaube ich, haben sie uns endlich ganz vergessen, seufzt der eine. Es ist aber auch gut so. Wir passen nicht mehr in diese Welt. Sie lachen über uns Thoren, die für ein Ideal in den Tod gingen. Was liegt ihnen an Freiheit und Völkerglück. Sie treiben Handel, trinken gute Weine und nehmen sich gepugte Dirnen auf den Schoß. Es ist ein üppiges Dasein geworden. Sie behängen ihre schwelgende Sinnlichkeit nicht mehr mit großen Gedanken und stolzen Hoffnungen. Wenn die Bilanz nur gut abschließt, und die Dividenden blühen — was schiert sie das Reich Utopien! Barhaftig, sie sind sehr klug geworden. Vieken wir nicht einst unser Leben um des Phantoms der Volkssouveränität willen! Und heute, nach 54 Jahren, begnügen sie sich stillschweigend noch mit den Gaben des Ministeriums Brandenburg, mit dem elten Teufelskram der Camarilla. Sie haben immer noch das Herrenhaus, das Dreiklassenwahlrecht, die Landräte und die „Krenz-Zeitung.“ Selbst den Absolutismus haben sie wieder ausgegraben und Militär und Polizei reglementieren den Geist. Der Adel, der uns nur noch den Zweifel bereitet, wie ich e Inskript wir auf seinen Leichenstein setzen wollten, gedeiht in frogender Herrlichkeit. Die Pfaffen mehren sich gleichermäßen. Denkt Euch: meine Enkelin hat einen Baron vom Umde der Landwirte geheiratet, und mein Großneffe ist Staatsanwalt, der jeden Sonntag mit dem Gesangbuch zur Kirche pilgert, nachdem er an den Wochentagen auffällige Zeitungschreiber in den Kerker geschickt hat. Die Meinungsflaverei, die Unterwürfigkeit, der Ehnismus der von allen Idealen entgötterten Gesellschaft wächst mit jedem Tage. Fürwahr, ich verzichte hinfort auf die Günst der Auferstehung. Ich mag keine Minute mehr auf dieser verkommenen Erde leben. Es ist ganz gut, daß sie uns vergessen haben. —

Ja, hab der Zweite an, wenn wir noch königlich preussische Märzgefallenen wären, und wenn uns irgend eine getränkte Persönlichkeit preisen würde, daß wir die eigentlichen Schöpfer der deutschen Einheit, die Gründer des modernen Staatslebens seien — dann solltet Ihr sehen, wie die Kerle zu uns strömen würden. Die feinste Ansehe der besitzenden und wohlgeborenen Gesellschaft würde sich um unsre Gräber drängen. Die Edelsten würden ihre Namen in die Empfangslisten eintragen: „Dajewesen!“ Aber so meidet man uns wie die Ausfägigen. Wir sind ja, obwohl Friedrich Wilhelm IV. längst im Bahnhum zu Grunde gegangen, immer noch die Banditen, Zuden und Ausländer, das Gefindel des Umsturzes, die als Hochverräter der gerechte Tod strafte. Wir bleiben die Verachteten, die Chylosen.

Was liegt an denen, warf der Dritte ein. Die Verachtung der Leute könnten wir verschmerzen; sie ehrt uns nur! Aber es schmerzt mich, daß von unserem Geist nicht einmal in der Jugend ein Funken glüht. Sie schwagen zwar heutzutage ungemain viel von Jugend, von Ausleben, freier Entwicklung, Individualität. Aber sie meinen doch schließlich nichts andres, als daß sie das Recht beanspruchen, mit einer unbefchränkten Anzahl von den heute soviel beunruhigten lieben süßen Mädeln herumtollen zu dürfen. Und wenn sie dann ausgetollt haben, werden sie solide Staatsbürger und bilden Vereine zur Bekleidung nackter Kunst. Das ist keine Jugend, die die Sterne vom Himmel zu rauben trachtet, die auf die Höhen der Erkenntnis dürstend steigt und keinen seligeren Tod kennt, als im Kampfe für die Ideale der Menschheit und Menschlichkeit zu fallen. Diese Jugend ist ganz und gar unpolitisch, sie rümpft die Nase über den „engen Parteigeist“, sie ist ausnehmend vernünftig und vorsichtig und meidet alles, was die Karriere verderben könnte. Wenn es hoch kommt, begeistern sie sich für Radfahren und Fußballspiel. Aufs Saufen, Hurrafahren und Sumpfen freilich verstehen sie sich ausgezeichnet. Pui über diese schlaffe, feige Welt, die keine Jugend hat —

Aber so laßt uns doch lachen über all' die Thorheit und Gemeinheit, anstatt daß wir uns den einen Tag des Lebens mit grilligen Klagen verprühen, mahnte der Vierte. Seht, wie die Wasser des Märchenbrunnens leuchten, wie warm der Frühling weht, wie mild uns der Wind umfängt! Ich höre erst auf zu hoffen, wenn

es keinen Frühling mehr auf der Erde giebt, der alle Ketten sprengt und alle Keime entfaltet —

Und weißt Du gewiß, scherzte grimmig der Fünfte, daß sie nicht auch den Frühling schließlich ansrotten werden? Der Gesell' ist ihnen längst verhaßt. Er ruft schümmige revolutionäre Gefühle hervor. Er giebt mit seinem ungebärdigen Wesen ein böses Beispiel. Sein Atmen ist zu gewaltig, sein Stöhnen zu gefährlich. Er treibt zu unbarbarisch alles Morsche und Modrige vor sich her, und es ist nichts als ruchloser Umsturz, wenn er den neuen Saft mächtig in die würdevoll lachlen Stämme empor drängt. Die Menschenlein werden schon eine Erfindung machen, wie sie die Frühlingskraft nutzbringend verwerten können. Vielleicht gelingt es ihnen, sie auf Flaschen zu ziehen und die „flüssige Frühlingsluft“ für Bierdruck-Apparate zu verwenden. Eine Aktiengesellschaft zur Ausbeutung der Leuchtast wäre nicht übel. Oder sie sperren aus gesundheitslichen Rücksichten die Grenze für die Einfuhr von Sonnenlicht, oder sie fangen den Frühling mit ihren Panzerlähnen auf dem Meere ab oder schicken zwanzig Armeecorps gegen den bösen Feind aus. Die Welt wird ja gescheitert mit jedem Tag. Sie werden auch das noch fertig bringen, die Hydra der Revolution endgültig zu ertöten, indem sie den Frühling und den Frühlingsmut industriell ableiten —

Der Sechste erwiderte: Dein Spähen schmerzt, mein Freund. Die Hoffnungslosigkeit der Verzweiflung laßt aus Dir. Ich aber finde nicht einmal für einen Tag den Mut zum Leben, wenn ich nicht daran glauben kann, daß wir nicht umsonst gestorben sind, daß wir einst doch siegen werden, daß es kein leerer Traum gewesen, für Freiheit und Menschenglück zu arbeiten —

Da fiel der Siebente heftig ihm ins Wort: Du hoffst noch immer? Erkennst Du nicht, daß sie uns nur deshalb vergessen haben, weil unter Denken und Fühlen ihnen völlig fremd geworden? Sie verstehen uns gar nicht mehr. Wahrlieh, es ist furchtbar, sich darüber klar werden zu müssen, daß immer noch die Millionen in Not und Barbarei gemartert und gebeugt zu Grunde gehen, und daß sie sich geduldig in ihr Los schiden, wie in ein Unabänderliches. Ich sage Euch: wir werden niemals siegen, da auch das arme Sklavenvolk unser vergaß und in schwerer Stumpfheit seine Ketten weiter trägt. Auch sie sind schon zufrieden, wenn sie ein paar Pfennige Lohn erhalten, was kümmert sie andres . . .

Still, Du läst erst, rief gewaltig die Stimme des Achten, der auf seinem Grabstein die Worte trug: Ein unbekannter Mann. C. III! Seht doch nur, seht! —

Und sie blickten auf, und in dichten Scharen, in dunkelfarbigen Arbeitsgewand, kamen ernste Männer, schlicht und aufrecht, den Hain entlang. Von ihren grünen Kränzen aber strömte eine Flut roter Freiheit . . .

Die Wasser des Märchenbrunnens stiegen höher empor, und die Schatten an seinem Rande strahlten verklärt. —

Joc.

Kleines Feuilleton.

th. Die Anständigen. Der alte Wollner fehlt schon wieder mal! „Schon wieder mal?“ Die beiden Chefs sagten es beinahe gleichzeitig. Der Jüngere schob das dicke Contobuch beiseite, ein gereizter Ausdruck lag in seinem Gesicht; er wandte sich zu dem Buchhalter, der die Meldung gebracht hatte: „Was ist denn los? Warum denn?“

„Seine Frau war hier, er hat wieder 's Reizen; wird wohl drei Tage liegen müssen.“

„Als ob er nichts andres zu thun hätte!“

Der jüngere Chef war wirklich ärgerlich. „Das ist nun schon das sechste Mal im letzten Vierteljahr, das geht doch nicht so weiter.“ Der andre winkle indessen ab: „Sagen Sie Stodmann, er soll heut beim Fahrstuhl helfen.“

Der Buchhalter verbogte sich und zog die Thür hinter sich zu. Es blieb einen Augenblick still im Comptoir. Dann schlug der Jüngere mit der Faust auf das Pult:

„Und es geht entschieden nicht so weiter, immerzu ist der Alte krank, von sechs Wochentagen fehlt er allemal drei! Aber Lohn soll man zahlen. Das heißt ja das Geld zum Fenster hinauswerfen!“

Der andre antwortete nicht gleich, er schnipperte an einem Bleistift; erst nach einer Weile fing er an, zögernd und überlegsam: „Ich hab' auch schon drüber nachgedacht; böser Wille ist es nicht; er arbeitet so lange er kann, noch länger womöglich. Wenn er wegbleibt, muß es schon schlimm sein. Er ist zu alt.“

„Ja das ist er.“

Eine lange Pause. Der Ältere schnipperte weiter an seinem Blei.

Der Jüngere knurrte: „Richtig Geld zum Fenster rauschmeißen heißt es. Zwei Mark fünfzig pro Tag ausgeben für nichts; und hier bleibt noch die Hälfte Arbeit liegen. Jetzt soll Stodmann am Fahrstuhl helfen. Und wer macht Stodmanns Arbeit? Nichts wie Unbequemlichkeiten hat man.“

„Er ist eben zu alt,“ wiederholte der andre.

„Zu alt? Schön: zu alt! Und weil er zu alt ist, sollen wir Geld wegwerfen? Wenn er zu alt ist, soll er aufhören. Dann wollen wir ihn kündigen.“

„Das können wir nicht, mein lieber Reinhold.“
 „Aber Geld verschleudern können wir.“
 Der Ältere zuckte die Achseln: „Wir können ihn aber trotzdem nicht wegschicken, Reinhold! Zwanzig Jahre ist er bald im Geschäft, eigentlich — äh — hm — eigentlich ist er in meinem Dienst so — so altersschwach geworden; 'ne gewisse moralische Verpflichtung . . . Na ja, gewiß doch . . . moralische Verpflichtung haben wir schon der Leute wegen.“

„Das wäre aber auch das Einzige.“
 „Und das ist wohl zu bedenken!“ Der Ältere blies den Pfeifstaub von seinen Fingern. „Wollner wegschicken, der Skandal! So 'n alter Arbeiter! Das gäb' ja ein Halloß durch die ganze Stadt! Von den Zeitungen gar nicht zu reden.“

„Na zum Donnerwetter, was thun wir aber dann?“
 „Wir werden ihn behalten müssen.“
 „So?“ Herr Reinhold warf den Federhalter hin: „Haben wir 'ne Altersversorgung-Anstalt? Behalten? Immer weiter bezahlen, wenn der alte Mann 's Meißer kriegt? Danke bestens.“

„Man kann ihn doch aber nicht einfach forschicken? Es würde sehr schlecht ausgelegt werden. Es hilft nichts, Reinhold, wir müssen uns anständig zeigen.“

„Sollen wir ihm vielleicht 'ne Pension aussetzen? 'n Monat zwanzig Mark, was? Das wär' doch 's Mindeste. Macht 's Jahr zweihundertvierzig Mark; macht, wenn er nur noch zehn Jahre lebt, zweitausendvierhundert. Und am Ende lebt er noch länger und man wüßt noch mehr Geld auf die Straße!“

„Wir müssen irgend einen Ausweg finden, das gebe ich ja zu“, nickte der ältere Kompanion.

„Dann möchte ich mir mal erst wissen, was für einen!“
 „Anständig müssen wir uns zeigen, da hilft nichts. Unser Nennomnee müssen wir wahren.“

„Dann können wir 'ne Menge Geld ausgeben.“
 „Der Mann hat aber zwanzig Jahre für uns gearbeitet.“

„Na ja! Hat er etwa umsonst gearbeitet? Hat er nicht seinen Lohn bekommen? Jeden Tag zwei Mark fünfzig! Wenn er nicht mehr arbeiten kam, haben wir auch keine Verpflichtungen.“

„Nein, die haben wir ja nicht — juristisch nicht. Aber vor den Leuten haben wir sie. Wir müssen uns wirklich anständig zeigen, Reinhold, und solche Anständigkeit macht sich auch immer bezahlt, wär's auch nur mit der allgemeinen Achtung.“

„Na ja, gut aufgenommen wird es. Behalten wir ihn also!“
 „Es wird uns wohl nichts andres übrig bleiben.“

„Denn man zu.“ Reinhold ließ ein Knurren vernehmen. „Bezahlen wir 'n Arbeiter, der abgearbeitet ist.“ Er beugte sich wieder über seine Bücher, auch der andre schrieb, sah aber schon nach wenigen Minuten von neuem auf. „Reinhold, ich hab' noch 'ne Idee.“

„Na? Dem man los!“
 „Wir sollten dem Alten hundert Mark geben!“

„Hundert Mark? Ach nein! Wofür denn?“
 „Wir müssen uns anständig zeigen! Und was würde 'ne Pension machen? Auf's Jahr zweihundertvierzig Mark, und wenn wir ihn behalten und er immer kränkel, wird's noch teurer. Geben wir ihm hundert Mark — dann hat er fast's Gehalt für zwei Monate und die zwei Monate lassen wir'n sich ruhen. Wenn er nachher wieder anfangen will, heißt es einfach: Die Stelle wird nicht mehr besetzt oder wir machen 'ne andre Ausrede.“

„Hundert Mark für nichts und wieder nichts!“ Der Jüngere zog ein Gesicht.

„Wir sehen dann wenigstens anständig da, wir sorgen dann wenigstens für unsere alten Arbeiter und es wird uns so am billigsten und wir werden den Alten los! Einverstanden?“

Der Jüngere antwortete nicht gleich, er laute am Federhalter, dann ließ er die Hand sinken und warf dem andern einen verdrossenen Blick zu: „Meinetwegen, einverstanden. Halstern wir ihn ab mit hundert Mark. Dann soll aber auch wirklich keiner sagen, daß wir nicht äußerst nobel sind!“ —

— **Allelei Stunden-Records.** Das „Neue Wiener Tagblatt“ veröffentlicht folgende Zusammenstellung sportlicher Stunden-geschwindigkeiten:
 Das Automobil steht obenan. Fournier erzielte im Vorjahre im Rennen Paris-Bordeaux eine Stundengeschwindigkeit von 86 Kilometer. Zweifellos hat sein Wagen während der sechsständigen Fahrt in einzelnen Phasen mehr als 90 Kilometer in der Stunde gemacht, doch diese Zeiten wurden nicht offiziell genommen. Auf kürzeren Distanzen — Meile, Kilometer — wurden begreiflicherweise noch größere Durchschnittsgeschwindigkeiten erzielt, das heißt, es wurde der Kilometer in einer Zeit gefahren, welche in der Stunde soundsovielle Kilometer geben würde. Doch hier soll nur von faktisk geleisteten Stundengeschwindigkeiten gesprochen werden.
 Nach dem Automobil das Motorcycle. Dsmont fuhr auf der Straße von Sizanne nach Vitry-le-François 100 Kilometer in 1:16:55, das giebt 78 Kilometer in der Stunde. Auf der Rennbahn ist das Motorcycle wegen der oft zu nehmenden Kurven nicht so schnell wie auf der Landstraße, Rigal fuhr auf der Pariser Brinzenparkebahn 71 Kilometer 563 Meter in der Stunde.
 Radfahrer auf der Rennbahn, hinter Schrittmachern: Nohl 65 Kilometer 720 Meter in der Stunde. Radfahrer auf der Straße, mit Schrittmachern: Bangs 50 Kilometer in der Stunde. Nun folgt

der Radfahrer auf der Straße, ohne Schrittmacher, der Amerikaner Hamilton mit 40 Kilometer 170 Meter. Dies ist die größte Schnelligkeit, die von einem Menschen ohne Schrittmacher-Unterstützung über eine längere Distanz erzielt wurde.

Jetzt kommt das Pferd. Der amerikanische Traber Mc Gowan Captain leistete in der Stunde 33 Kilometer 400 Meter.

Es folgt der Mensch, der ohne Hilfe einer mechanischen Kraft seine Leistung vollbringt: der Eisläufer. Der Engländer Edginton lief in Davos in der Stunde 30 Kilometer 896 Meter.

Hinter ihm rangiert der Rollschuhläufer und zwar leistete Snowdon im Londoner Crystal-Palace in der Stunde 28 Kilometer 900 Meter.

Die nächstbeste Schnelligkeit hat ein Motorboot erzielt, die „Mercedes“ in Nizza, 25 1/2 Kilometer.

Nunmehr die Läufer: der Engländer Watkins lief auf einer Aschenbahn in der Stunde 18 Kilometer 873 Meter. Auf einer Grasbahn lief der Franzose Charbonnel in derselben Zeit 17 Kilometer 544 Meter.

In Seen erreichte der Engländer Meagher 13 Kilometer 148 Meter.

Schwimmend legte der Engländer Jarvis in totem Wasser in der Stunde 4 Kilometer 100 Meter zurück. —

Litterarisches.

— n. Dorothee Goebeler: „Weiber“. Novellen. Kassel. Karl Vietor. — Die Frau von der Frau gesehen: in den verschiedensten Gesellschaftsschichten, in den verschiedensten Situationen und in verschiedensten Alter. Am besten getroffen sind die Frauen aus dem Kleinbürgertum und aus den Beamtenkreisen. All ihre Kleinlichkeit, ihre abergrogene Unbedeutendheit, ihr enger Horizont und ihre verlogene Sittsamkeit kommen vorzüglich zum Ausdruck. Sind aber die Typen aus andern Gesellschaftsschichten gewählt, dann lassen Sicherheit und die Treue der Wiedergabe sehr nach, ein Fehler, dem durch stark aufgetragene Pikanterie abgeholfen versucht wird. So kommt es, daß die einzelnen Skizzen des Buches sehr ungleich sind. Sie sind entweder auf jenen cynisch-frivolsten Ton gestimmt, wie ihn gewisse Sensationsblätter heute gerne verlangen, oder sie sind süßlich-sentimental. Nur zwei oder drei Sachen halten den Mittelweg. Alle Skizzen des Buches aber sind flott geschrieben und zeugen von einer scharfen Beobachtungsgabe. —

Humoristisches.

— Vorbereitung zum Theaterbesuch. Pensionsvorsteherin: „ . . . Also, meine Damen, bei den Stellen, die ich im Textbuch mit dem Bleistift unterstrichen habe, dürfen Sie vergnügt lächeln, bei den blau angezeichneten wollen Sie überlegen lächeln und bei denen, die ich — um einer Verwechslung vorzubeugen — mit dem Rotstift unterstrichen, müssen Sie eröten!“ —

— Verschiden. Gast: „Na, Piccolo, wie wird es morgen mit dem Wetter?“

Piccolo: „Bedaure sehr, damit hab' ich noch nichts zu thun! Da müssen Sie sich an den Herrn Oberkellner wenden!“ —

— Bedenkliches Symptom. „ . . . Ich fürchte, ich fürchte, Frau Huber, mein Mann liebt mich nicht mehr so, wie vor zehn Jahren!“

„Wie?“
 „Nun, früher brachte er mir, so oft er ausging, ein paar Blumen mit nach Hause, und jetzt bringl er mir 'was z'essen!“ —
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Gerhart Hauptmann arbeitet gegenwärtig an einem Roman; das Werk wird seiner Zeit in der „Neuen deutschen Rundschau“ veröffentlicht werden. —

— Kranewitters in Wien verbotenes Volksstück „Andre Hofer“ ist freigegeben worden. —

— Die Operettensaison im Neuen Igl. Opern-Theater (Kroll) wird am 1. Juli mit der Novität „Der silberne Pantoffel“ von Siflia Stuart, Text von Owen Hall, eröffnet werden. —

— Die Eintrittskarten für die erste Wahrenther „Ring“-Aufführung (25.—28. Juli) sind bereits vollständig vergriffen; für die zweite „Ring“-Aufführung (14.—17. August) sind nur noch wenige Karten zu haben. Plätze für den „Parifal“ werden nur noch in Zusammenhang mit der vorhergehenden oder nachfolgenden „Holländer“-Aufführung abgegeben. —

— Das Deficit des Wiener Hofopern-Pensionsgrundstocks beträgt 120 000 Kronen. —

— Die sächsische Forstakademie Tharandt soll wegen ihres geringen Besuches aufgehoben und mit der Universität Leipzig vereinigt werden. — War einmal die berühmteste Forstschule der Welt. —

— Der Dabismus hat gegenwärtig in Persien drei Millionen, in den übrigen Ländern des Orients zwei Millionen Anhänger. —

— Chartum, das während der Mahdi-Zeit in Trümmern lag und verödet war, zählt heute bereits wieder 30 000 Einwohner.